

Überall Krisen – auch in der Kirche?

Hartmut Löwe

Wir leben, verglichen mit früheren Generationen, ziemlich kommod. Doch das führt seltsamerweise nicht zu einem Gefühl von Verlässlichkeit und Sicherheit. Es herrscht vielmehr der Eindruck vor, auf einem Vulkan zu tanzen. Apokalyptische Szenarien haben deshalb Konjunktur.

Seit mehr als einem Jahr schon bringt jeder Tag neue Nachrichten über die Krise unserer Währung und, so der Vorwurf, unzureichende Aktionen der Politiker zur Bewältigung der Euro-Krise. Krisenszenarien über das Klima auf unserer Erde werden gesteigert zu einer bevorstehenden Klimakatastrophe. Sogar die elementaren Ordnungen unseres Zusammenlebens in Ehe und Familie sind in eine Krise geraten. Die Absicht, eine Ehe einzugehen und mit Kindern eine – klassische – Familie (Vater, Mutter, Kinder) zu gründen, hat rapide abgenommen. Die Institutionen des Staates genießen keine selbstverständliche Anerkennung oder werden von Amtsinhabern ruiniert. Die Demokratie, orakeln die Meinungsmacher, befinde sich in einer Krise. Offensichtlich ist: Das Lebensgefühl unserer Zeit drückt sich in der Meinung aus, von einer Krise in die andere zu taumeln. Der Boden schwankt, nichts mehr ist verlässlich und sicher.

Frühere Zeiten traten den Krisen ihrer Zeit entgegen mit einem Gottvertrauen, das stärker war als erfahrene Unsicherheiten und mögliche Katastrophen. In der schrecklichen Zeit des Dreißigjährigen Krieges sind die kraftvollsten Vertrauens-

lieder unserer Gesangbücher entstanden. Sie bezeugen eine heute nur wenigen noch erschwingliche Zuversicht des Glaubens. Verheerungen durch Kriege und Unwetter, eigene Schicksalsschläge lösten Klagelieder und Bußgebete aus, zerstörten aber nicht den Glauben an den, „der im Regimente sitzt und führet alles wohl“ (Evangelisches Gesangbuch 361,7). Noch Karl Barth hat in den Wirren seiner Zeit, als viele wie gelähmt auf die politischen Verhältnisse blickten, völlig unbeeindruckt, ja hochgemut die Gespenster vertrieben mit dem Satz: „Es wird regiert.“

Für unsere Zeit dagegen ist charakteristisch, dass Glaube, Religion und Kirche selbst in eine Krise geraten sind. Den Heerscharen, die die Gottesdienste zuerst in der evangelischen und jetzt zunehmend auch in der katholischen Kirche verlassen haben, bleiben die den Glauben nährenden Vertrauenslieder unbekannt. Der Priesternachwuchs in der katholischen Kirche ist auf einem besorgniserregenden Tiefststand angekommen. Der Trend des evangelischen Pfarrernachwuchses, eben noch weit über den verfügbaren Planstellen liegend, hat sich über Nacht ins Gegenteil verkehrt. Wer an den Gottesdiensten regelmäßig teilnimmt, ist beunruhigt über gedankenarme Predigten und Gebete, die wortreich die Weltlage beklagen, aber keine Ergießungen des Herzens vor Gott sind. Viele Prediger versuchen die Patina biblischer Sprache und Fremdheit biblischer Texte wettzumachen durch eine religiöse Aufladung politischer Themen. Der Seel-

sorge machen Psychotherapie und weltliche Beratungseinrichtungen Konkurrenz. Der Sonntag als „Tag der Ruhe und seelischen Erhebung“ (GG 140) kann nur mühsam dem ökonomischen Druck der Märkte standhalten.

Als ob das alles nicht schon genug wäre, brachten Verfehlungen ihrer Priester die katholische Kirche und damit die Christenheit insgesamt ins Gerede, und, zu Recht, auf die Anklagebank. Es ist nicht mehr nur *eine* Krise, die über unsere Kirchen gekommen ist, aus dem Singular Krise ist längst schon ein Plural von Krisen geworden.

Historische Kurzatmigkeit

Wir sind kurzatmig geworden. Was uns widerfährt, empfinden wir schnell als ohne Beispiel in der Geschichte. Der Eindruck ist jedoch häufig lediglich eine Folge fehlender historischer Kenntnisse oder auch nur einer mangelnden Anstrengung des Gedächtnisses. Schon ein kurzer Blick in die jüngere Geschichte rückt die Zusammenhänge zurecht.

Im Rahmen einer Vorlesungsreihe zur Staatsbürgerkunde veranstaltete die Universität Marburg/Lahn im Sommer 1931 drei Vorträge zur Krisis des Glaubens, der Kirche, der Religion. Auf das Katheder gebeten waren mit Rudolf Bultmann und Hans von Soden – der dritte war der weniger bekannte Heinrich Frick – die besten Köpfe der damaligen Lehrer evangelischer Theologie. Heute können wir uns kaum noch einen solchen Zyklus im Rahmen einer alle angehenden Staatsbürgerkunde vorstellen.

Gleichviel, das Bewusstsein einer Glaubens- und Kirchenkrise verbindet unsere Zeit mit der vor achtzig Jahren. Das führt zu einer ersten Folgerung: weniger aufgeregt über entsprechende Krisen unserer Zeit zu reden. Dramatisierungen vernebeln den nüchternen Blick.

Hans von Soden hat als Historiker für seine Zeit einen realistischen Blick. Er

nimmt wahr, was sich tatsächlich begibt und von vielen noch verdrängt wird. In einem knappen Abriss des Verständnisses der Kirche in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte stellt er das mit der Aufklärung eingetretene neue Phänomen einer „grundsätzlichen Privatisierung der Religion beziehungsweise Konfession“ fest (*Urchristentum und Geschichte I*, 35). Die Kirche ist nicht mehr wie über viele Jahrhunderte hinweg „göttliche Stiftung“; sie existiert jetzt als ein willentlicher Zusammenschluss von Menschen, an die Stelle göttlicher ist eine menschliche Initiative getreten, ein göttlicher Akt ist zur menschlichen Gründung geworden. Die Menschen gehören ihr nicht mehr selbstverständlich und unwiderlich an, unabhängig davon, ob sie gläubig oder säkular gesinnt sind, sondern „... irgendwie von der Kirche gelöst, mit ihr zerfallen, von ihr enttäuscht, sind sie alle bis auf die abbröckelnden Reste ländlichen und städtischen Kleinbürgertums des Mittelstandes und etwa auch der entthronten Feudalität sowie gewisser Teile des älteren, höheren, rechtsgelehrten Beamtentums, also bis auf die Gruppen, die selbst von der modernen Entwicklung zurückgedrängt sind“. (46) Das ist eine klare Sicht der Verhältnisse! Sie gilt, zugespitzter, auch noch achtzig Jahre danach. Hans von Soden benötigte für seine Analyse der Situation keine aufwendigen Umfragen zur Kirchenmitgliedschaft, wie sie heutzutage üblich sind. Für das Getto, in das die Kirchen geraten sind, findet er ein aussagekräftiges Bild: „Wie überall in den Städten Europas und Amerikas die gotisierenden Kirchengebäude des neunzehnten Jahrhunderts stehen, so stehen die Kirchen selbst als gotisierende Bildungen in einer neuen, ungotischen Welt.“ (46)

Soll die Krise behoben werden, so dürfen die in der Kirche Verantwortlichen nicht an überholten Lebensentwürfen festhalten. Die Kirche muss nicht

dem Sozialismus recht geben, aber ihm gerecht werden; „dann erst kann sie seinem widergöttlichen Anspruch wirksam entgegentreten“. (45) Entsprechend ist ein Loblied auf die Revolution nicht Sache der Kirche, aber ebenso wenig eine Unterstützung der Reaktion. Das bedeutet freilich „keine sogenannte Überparteilichkeit und Neutralität der Kirche“, vielmehr: „Die Kirche weiß oder sagt nicht genug davon, dass man auf dem Felde des Glaubens einen Bestand nur sichern kann, wenn man ihn ernstlich einsetzt, und dass man niemand gewinnen kann, wenn man es nicht riskiert, es auch einmal mit jemand zu verderben.“ (51) Was von Soden hier verlangt, hat sich in den bald einsetzenden Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus – er selbst stand übrigens an vorderster Front in der Bekennenden Kirche – und, später, mit dem real existierenden Sozialismus als richtig erwiesen.

Hans von Soden unterscheidet in seiner Diagnose nicht zwischen seiner evangelischen und der katholischen Kirche. Beide sieht er schon damals verstrickt in die gleichen Dilemmata.

Am Ende verlässt er die historisch analysierende und distanziert betrachtende Haltung des Wissenschaftlers, indem er sich unmittelbar an seine Zuhörer wendet und schließt: „Die Krisis der Kirche, das heißt die Entscheidung über sie, liegt bei jedem von uns, die wir die Kirche sind und deren Schwäche die der Kirche ist, sie ist die Entscheidung über uns und, wenn wir in ihr fehlen, gegen uns: Darin wenigstens wird die Kirche, deren Stand hier nicht angegriffen, sondern untersucht werden sollte, unbedingt recht behalten.“ (55)

Krisen der Kirche liegen noch viel weiter zurück, sie begleiten ihre Geschichte. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war der christliche Glaube in Gefahr, sich an weltlich-politische Verhältnisse zu verlieren, erwacht aber evan-

gelisch und katholisch zu neuer Vitalität. Die verschiedenen reformatorischen Bewegungen formulierten eben nicht nur und nicht einmal zuerst Kritik an der Papst-Kirche. Sie lebten von neu aufgebrochenen religiösen Kräften. Ein deutliches Zeichen dafür ist das evangelische Kirchenlied jener Zeit und die christliche Erbauungsliteratur. Ähnlich führt das Trienter Reformkonzil zu einer überraschenden Verlebendigung des Glaubens nicht nur in den Klöstern und beim Klerus, sondern auch im Volk. Der Orden des Ignatius von Loyola ist nicht nur die treibende politische Kraft der Gegenreformation. Er führt die katholische Kirche intellektuell und spirituell in eine neue Zeit.

Erneuerung und Zweifel

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert schlägt die Krise der Kirche um in ihre Erneuerung, allerdings um den schmerzlichen Verlust ihrer Einheit. Die Wahrheit des Glaubens bekommt zwei Gesichter, sie ist nicht mehr unbezweifelbar eindeutig und lässt sich deshalb politisch und rechtlich nicht mehr ohne Weiteres in Anspruch nehmen. Die christliche Wahrheit, die jede Seite für sich beansprucht, kann vor dem Forum der Welt nicht mehr entschieden werden und gerät in *suspense*. Weil Wahrheit nicht mehr politisch entschieden werden kann, entsteht der Zwang zu einer Toleranz im ursprünglichen Wortsinn: Keiner kann den anderen eliminieren und gegen ihn alleine recht bekommen, also müssen beide die Existenz des anderen leidend erdulden, mit ihm schlecht oder recht, oft beides zugleich, leben.

Eine neue, beide Kirchen betreffende Krise zieht mit dem Zeitalter der Aufklärung herauf. Wissen und Glauben treten auseinander, die Einheit von Glaubenswelt und Wissenswelt zerbricht. Goethe erzählt, wie das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 schon beim sechsjährigen

Knaben Zweifel geweckt hat an der Güte und Gerechtigkeit Gottes. Die Frage der Theodizee ist seitdem nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Die – zuvor – objektiven Glaubenstatsachen werden, sofern sie nicht belanglos werden, zu lediglich subjektiven Überzeugungen. Das Ethos bleibt noch christlich grundiert. Aber Zweifel an den christlichen Glaubenslehren und an christlichen Verhaltensweisen sind nicht mehr beschränkt auf akademische Zirkel. Der Zweifel wird zum gierigen Tier, das eine Gewissheit nach der anderen auffrisst.

Gegenüber dieser Krise von Glauben und Kirche formieren sich die großen Bewegungen von Pietismus und Romantik. Der Pietismus wendet sich gegen die leblos gewordenen Glaubenslehren der Orthodoxie und setzt auf das einzelne religiöse Subjekt.

Ursachen der Kirchenmisere heute

Auf katholischer Seite werden die uneingelösten Hoffnungen des Zweiten Vatikanischen Konzils genannt. Der Pflichtzölibat der Priester, obwohl keine dogmatische Notwendigkeit, bestehe fort und dezimiere die Berufungen zum geistlichen Amt. Das große Interesse von Frauen an der Theologie und ihre Bereitschaft, ihr Leben in den Dienst der Kirche zu stellen, werde von den Kirchenleitungen ignoriert. Die mit Laien besetzten Gremien auf gemeindlicher und diözesaner Ebene – auf Weltebene fehlen sie sogar vollständig – hätten lediglich eine Alibifunktion, nähmen aber nicht an belangvollen Entscheidungen teil. Weitere Schritte in der ökumenischen Annäherung der Kirchen würden blockiert aus Sorge vor einer weiteren Protestantisierung der katholischen Kirche. Solche Meinungen vertreten nicht nur kleine Gruppen am Rande der katholischen Kirche, zusammengefasst in der Bewegung „Wir sind Kirche“. Eine große Zahl katholischer Theologieprofessoren hat in den

letzten Jahren in zwei öffentlichen Erklärungen mit beträchtlicher publizistischer Resonanz in gleicher Weise votiert.

Aber sind stecken gebliebene Reformen wirklich die Ursache der gegenwärtigen Krise in der katholischen Kirche?

Das stärkste Gegenargument ist der Hinweis auf die Situation in den evangelischen Kirchen. In ihnen können die Pfarrer seit fünfhundert Jahren heiraten. Seit mindestens einem halben Jahrhundert werden Frauen ordiniert. An der Leitung der evangelischen Kirche sind von ihren Anfängen an Laien beteiligt; Melancthon war kein ordinierter Theologe, die Landesherren als oberste Bischöfe nur *praecipua membra ecclesiae*. In den Konsistorien nahmen von Anfang an Juristen Schlüsselstellungen ein. Die Unionen zwischen Lutheranern und Reformierten, ob zwangsweise oder freiwillig geschehen, haben die konfessionelle Landkarte nur um ein nicht leicht identifizierbares Kirchentum erweitert; die geistliche Kraft evangelischen Glaubens ist mit dieser innerevangelischen Ökumene nicht gewachsen.

Walter Kardinal Kasper hat, zuerst in seiner Antwort in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf die Forderungen der Theologieprofessoren und dann noch einmal in seinem jüngsten Buch *Katholische Kirche – Wesen, Wirklichkeit, Sendung* (2011) die geforderten Reformen als viel zu oberflächlich zurückgewiesen. Er schreibt: „Die Probleme erfordern radikalere Antworten als die, welche meist als radikal bezeichnet werden, in Wirklichkeit aber eher bürgerlich-liberale Anpassungen sind. Wenn wir wirklich bei den Wurzeln (*radix*) ansetzen, kann die Antwort auf die Krise nur lauten: Neue Begeisterung für Gott und sein Reich, das heißt: Neue Evangelisierung und damit verbunden geistliche Erneuerung, die weiter und tiefer reicht als äußere Reformen.“

Das ist ohne Zweifel richtig, aber doch noch nicht die ganze Wahrheit. Es gibt auch einen institutionellen Reformstau,

der einer neuen Evangelisierung und Begeisterung für Gott im Wege steht. Versäumte grundsätzliche Reformen führen dagegen zu einer hektischen Reformitis, die, zum Beispiel, immer größere Bereiche zu Pfarrverbünden zusammenführt, damit die Pfarrer aus dem Gesichtskreis der Kirchenglieder entfernt und aus lebendiger Gemeindenähe ferne bürokratische Organisationen macht. Die Durchsetzung solcher aus personeller Not geborenen Strukturreformen kostet viel Kraft und schafft viel Unmut zwischen Gläubigen und kirchlicher Obrigkeit.

„Entweltlichung“ ist keine Lösung

Der Papst, noch grundsätzlicher als Kardinal Kasper, hat in Freiburg am Ende seines letzten Deutschlandbesuchs seine Sicht der Dinge den Spitzen der deutschen katholischen Kirche ins Stammbuch geschrieben. Er verlangte eine „Entweltlichung“ der Kirche. Sie müsse überkommenen Ballast abwerfen, konkret also, das sagte er zwar nicht ausdrücklich, aber er hat es früher schon immer wieder empfohlen: das deutsche Staat-Kirche-Verhältnis aufkündigen, auf aus ihm resultierenden Privilegien wie die Kirchensteuer verzichten, sich nicht vom Staat vereinnahmen lassen als diakonisches und karitatives Ausführungsorgan staatlicher Sozialleistungen, statt praktizierter staatlich-kirchlicher Zusammenarbeit vollständig unabhängig werden und eigene Wege gehen. Wer es noch nicht wusste, erfuhr es jetzt, warum er seine deutsche Kirche zum Ausstieg aus der Schwangerschaftskonfliktberatung gezwungen hatte.

Sicher, das Staat-Kirche-Verhältnis kann so eng werden, dass die Kirche nicht mehr unabhängig handeln und frei atmen kann. Die Kirche muss in unterschiedlichen Verhältnissen den Glauben verkündigen und die Liebe Christi leben, sie kann sich die Verhältnisse nicht aussuchen, in denen und mit denen sie konkret existiert. Aber

sie darf auch nicht in einem Hass auf das Bestehende sich den Boden wegziehen, auf dem Gutes wachsen kann. Sie muss klug sein und besonnen, jede Art einer Babylonischen Gefangenschaft meiden, aber soll auch beherzt vorhandene Chancen nutzen und nicht leichtsinnig verspielen. Es ist zu befürchten, dass die empfohlene Arznei nicht nur nicht die Krankheit heilt, sondern zusätzlich das Immunsystem des Patienten schwächt, sodass er überhaupt nicht mehr auf die Beine kommt.

Gerade von Freiburg aus, dem Ort der Rede, empfiehlt sich ein Blick ins nahe Frankreich, ein Vergleich der deutschen Verhältnisse mit denen im Nachbarland, das überdies, deshalb besonders lehrreich, in dem an Baden angrenzenden Teil, dem Elsass, in seinen Beziehungen zum Staat Deutschland ähnlicher ist als in dem Rest des Landes. Die Kirche in Frankreich, ausgenommen das Elsass, unterscheidet sich von der in Deutschland darin, dass sie im Staat-Kirche-Verhältnis auf all das verzichten muss, was die deutsche besitzt. Aber zu ihrer mit der deutschen durchaus vergleichbaren Armut an spiritueller Vitalität kommt zusätzlich noch eine ökonomische Armeligkeit der Priester und Gemeinden, die zum Gotterbarmen jämmerlich ist. Kranksein, auch im Geiste, auch im Glauben, ist elend genug. Aber auch noch materiell bettelarm sein und sein Leben kaum fristen können ist zu viel des Elends.

Die empfohlene päpstliche Therapie ist keine Lösung der deutschen Kirchenkrise, sondern führt zu einer zusätzlichen Krankheit; sie würde die Krise nur noch auswegloser machen. In ein selbst gewähltes Getto zu marschieren und freiwillig sektenhafte Züge anzunehmen, das ist keine hilfreiche Empfehlung, so fromm und christlich sie auch klingen mag.

Die Menschen im alten Europa, davon wird später noch die Rede sein, scheinen wie von Gott verlassen zu sein, gottes-

müde und gottesblind. Die kirchlichen Akteure sind davon nicht ausgenommen. Geistliche Substanz ist oft mehr Hoffnung und Erinnerung als erfahrbare Gegenwart. Doch das ist kein Argument für das Unterlassen überfälliger Reformen. Aus Ängstlichkeit verschleppte Reformen machen es immer schwerer, sie durchzuführen. Man kann leicht den richtigen Zeitpunkt verpassen.

Wenn in weiten Regionen Lateinamerikas nur in zeitlich großen Abständen Eucharistie gefeiert, getauft, getraut, gebeichtet werden kann, ist es kein Wunder, wenn dem Alltag der Menschen nahe Pfingstkirchen in die seelsorgerlich vernachlässigten Räume vorstoßen. Wenn bei uns fünf oder sechs bislang selbstständige Gemeinden mit einem oder zwei statt bisher fünf oder sechs Priestern, zu denen früher noch eine Reihe von Kaplänen gehörte, zusammengefasst werden, gibt es keine selbstverständliche Verankerung mehr der Geistlichen im Alltagsleben der Christen; der Gemeindeverbund wird wahrgenommen als eine vor allem bürokratische Organisation. An die Stelle menschlicher Vertrautheit tritt die Kirche als Dienstleister in Sachen Religion. Die Ministranten, früher Hauptreservoir für Priesterberufungen, können nicht mehr von den Pfarrern und Kaplänen betreut werden; sie kommen, weil das Vorbild ausfällt, gar nicht mehr auf die Idee, einer kirchlichen Berufung zu folgen. Nimmt man hinzu, dass der frühere Kinderreichtum bäuerlicher und (klein-)bürgerlicher Familien nicht wenige gleichsam naturwüchsig für die Kirche bestimmte, haben Eltern und ihre Kinder heute primär weltliche Berufe im Blick. Wer deshalb unter den derzeitigen Gegebenheiten auf eine Umkehrung des Trends der Priesteranwärter hofft, setzt tollkühn auf Wunder, die sich nicht herbeizwingen lassen. Im Gegenteil, Länder mit einem bisher stabilen Priesternachwuchs wie Polen und Irland werden bald

vor ähnlichen Problemen wie Frankreich, Holland und Deutschland stehen.

Vorläufig gibt es unter jungen Frauen noch ein lebendiges Interesse an Kirche und Theologie. Bleiben jedoch kirchliche Berufswege weiter nur einer Minderheit vorbehalten, wird das Interesse nachlassen. Die nervöse Reaktion der Deutschen Bischofskonferenz auf den Beschluss des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, die Diakonatsweihe auch Frauen zu ermöglichen, ist kein Zeichen, das hoffen lässt. Schließlich braucht die Kirche für ihre amtlichen Aufgaben Frauen und Männer mit ihren unterschiedlichen Begabungen.

Ein nicht geringer Teil kirchenleitenden Handelns sind immer neue Strukturpläne zur Verwaltung des Mangels. Fielen grundsätzliche Entscheidungen, nähme der bürokratische Aufwand mit der Anpassung der kirchlichen Strukturen aufgrund des Personalmangels ab, es entstünden wieder Freiräume, sich den entscheidenden Sachfragen zu widmen. Aufgeschobene Reformen verstärken die Krise und machen ihre Lösung ausweglos. Die traurigen Erfahrungen mit Scheidungen in evangelischen Pfarrhäusern sind ein Alarmzeichen, aber kein Grund, für geschiedene Katholiken, die eine neue Ehe eingegangen sind, nicht nach seelsorgerlich nötigen und rechtlich möglichen Wegen zu suchen. Es gibt dafür jahrzehntealte Vorschläge, die sich an der Praxis der orthodoxen Kirche orientieren.

Schwer erkennbarer Schöpfer

Am 30. Juni 1970 notiert Fridolin Stier in seinem Tagebuch „Vielleicht ist irgendwo Tag“ aus seinem Heimatdorf im Allgäu: Der Bauer (Ambros Diem) auf dem Sterbebett: „Weißt du, wenn ich daran denke: Sommerfrühe, Sense auf dem Buckel, Mostkrug in der Hand, hinaus, Sonne, glitzernder Tau im Gras, singende Vögel, Himmel und Wald ... Do hätt' i

denn oft grad juzga kenna.“ Und: „Do hon e gemerkt, dass do no ebbes ischt.“ (73)

Die kleine Szene, sinnlich-anschaulich, sprechender als philosophische Abstraktionen, ruft Lebenszusammenhänge auf, die Menschen für Gott empfänglich gemacht und für die Botschaft der Kirche geöffnet haben. Von Gott und dem Glauben sprach zu dem Bauern Ambros Diem nicht nur und nicht zuerst der Pfarrer auf der Kanzel. Der konnte auf einer allen zugänglichen alltäglichen Erfahrungswelt aufbauen. Der Blick des Ambros Diem auf seinem Weg zum Tagewerk sah nicht nur in der Ferne einen Horizont, sondern grenzte immer schon an den Himmel, der mehr ist als nur das Oben der Erde.

Die technischen Revolutionen haben die Lebenserfahrungen radikal verändert. Der Bauer nimmt nicht mehr die Sense auf den Buckel und den Mostkrug in die Hand. Er setzt sich auf einen Traktor, dessen Motorenlärm die singenden Vögel vertreibt, sofern sie nicht zuvor schon ihre unwirtlich gewordene Natur verlassen haben. Den glitzernden Tau im Gras sieht er nicht von seinem hohen Sitz aus. Die Technik und ihre Hervorbringungen erinnern an den, der sie erfunden hat: den Menschen. Wo sie die Natur und ihre Rhythmen verstellen, bleibt der fern und verborgen, den die Kirche im ersten Artikel ihres Glaubensbekenntnisses Schöpfer nennt. Abgeschafft, negiert, erledigt ist er freilich nicht, aber schwer erkennbar, ferngerückt; er drängt sich den Sinnen nicht mehr auf, bleibt verborgen.

Martin Buber hat bereits 1952 (englisch, deutsch 1953) seine Betrachtungen zur Beziehung zwischen Religion und Philosophie mit „Gottesfinsternis“ überschrieben. Bei ihm lesen wir: „Die religiöse Wirklichkeit beginnt mit dem, was die biblische Religion Gottesfurcht nennt, das heißt mit dem Unbegreiflich- und Unheimlichwerden des Daseins zwischen Geburt und Tod, mit der Erschütterung al-

ler Sicherheiten durch das Geheimnis – nicht das relative, nur der menschlichen Erkenntnisbeschränktheit unzugängliche, also prinzipiell erschließbare, das noch Unerkannte, sondern das wesenhafte Geheimnis, zu dessen Wesen seine Unerforschlichkeit gehört: das Unerkennbare.“ (Werke I, 529)

Moderne als „Gotteskrise“

Wenn aber wir Menschen im Finstern tapen und sich kein Adressat mehr ausmachen lässt für unsere Ängste und Hoffnungen, unser Glück und unsere Verzweiflung, geraten wir, wie wir es umgangssprachlich treffend nennen, „in die Krise“. Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, dass die eigentliche Ursache der Kirchenkrise nicht eine allgemeine Reformmüdigkeit der Kirchenleitungen oder ein skandalöses Verhalten von Gottes Bodenpersonal ist, auch nicht Blockaden in der Ökumene – die Kirchen sind allesamt in gleicher Weise betroffen –, sondern die modernen Lebensverhältnisse, vielleicht muss man sogar sagen: Gott selbst. Er scheint sich zurückgezogen zu haben, abwesend zu sein; er ist irgendwie verloren gegangen. Johann Baptist Metz hat deshalb schon vor vielen Jahren ein Porträt des zeitgenössischen Christentums unter das Stichwort „Gotteskrise“ gestellt (zum Beispiel in der *Süddeutschen Zeitung* 168 von 1993). Auschwitz ist bei ihm ihr Ausdruck, die Kollaborationen der Kirche mit den Siegern der Geschichte und die Apathie für das Leiden ihre christentumsgeschichtliche Ursache. Papst Benedikt XVI. hat bei seinem Besuch in Auschwitz nicht sein Lieblingsthema „Glaube und Vernunft“ traktiert, sondern ratlose, erschütternde Fragen Gebet werden lassen.

Der alltäglich gewordene Atheismus freilich ist eine voreilige und zu einfache Konsequenz aus unseren Ratlosigkeiten. Martin Walser wirft deshalb in seiner grandiosen Harvard-Rede vom letzten

Herbst ein: „Wenn ich von einem Atheisten, und sei es von einem „bekennenden“, höre, dass es Gott nicht gebe, fällt mir ein: Aber er fehlt. Mir.“ Vielleicht ist das die entscheidende Einrede. Die Satten kennen nicht das Glück, genug zu essen zu haben. Sicher, auch nicht das Elend des Hungerns. Wir Transzendenzhungrigen dagegen wissen wenigstens noch, was wir einmal hatten, was uns satt machte und froh, was dem Leben seinen Geschmack verlieh.

Das wäre der Anfang einer Wende: Den Mangel nicht als Fortschritt feiern. Sich mit der Armut nicht abfinden. Unsere Gottesfinsternisse und Gotteskrisen wenigstens beim Namen nennen. „Vielleicht ist irgendwo Tag.“ Hiob muss auch in der Bibel keine Ewigkeit auf seinem Misthaufen sitzen.

Selbst Kirche sein

Der Mangel an Gottesgewissheit, der zur Signatur unserer Zeit gehört, kann von sich aus nicht in sein Gegenteil umschlagen. Münchhausen zieht sich nicht mit dem eigenen Schopf aus dem Sumpf. Erst wenn wir auf Menschen treffen, für die Gott eine Realität ist, kann er auch wieder uns nahekomen. In einem Psalm heißt es von Gott, er throne über den Lobgesängen Israels (22,4). Viele junge Menschen haben sich von den Brüdern von Taizé in ihre Gesänge hineinnehmen lassen und sind verwandelt zurückgekommen. Gott war jetzt für sie fraglos da, Wirklichkeit, Wahrheit. Das alte Stundengebet etwa in Maria Laach hat über Jahrhunderte hin eine vergleichbare Wirkung ausgeübt und übte sie noch, wenn nicht der Altersdurchschnitt der im Chorraum Psalmodierenden bei jungen Leuten den Verdacht nährte, Gott diene den Alten und Schwachen als Kompensation für ein erfülltes Dasein. Gemeinschaften wie San Egidio in Rom, aber auch die Jesusbruderschaft im wieder aufgebauten Zisterzienserkloster in Volkenroda in Thür-

ringen laden ein, durch unsere Horizonte hindurch wieder den Himmel zu sehen. Zu den hoffnungsvollen Zeichen unserer Zeit gehören die aufblühenden kirchlichen Kinder- und Jugendchöre. Die Texte, die sie singen, die Musik, der sie sich hingeben, verändern die verkümmerte Wahrnehmungsfähigkeit, führen die Sinne über die Verengungen des Alltags hinaus. Wem Gott nicht mehr abwesend ist, wessen Herz wenigstens vom Gefühl eines Verlustes ausgefüllt ist, für den verlieren die Krisen der Kirche ihr Gewicht. Sie sind nicht gelöst. Aber sie lähmen nicht mehr.

Häufig zielen wir mit unserem Reden über die Kirchenkrise lediglich auf die anderen: den Papst und die Bischöfe, die Pfarrer und Synodalen, die Kirchenvorstände und Presbyterien. Das ist verständlich. Sie tragen ja die amtliche Verantwortung für den Weg der Kirche durch die Zeit. Wenn die Trauben im Weinberg nur sauren Essig bringen, ist nicht immer das Wetter schuld. Oft hat es auch an der nötigen Pflege gemangelt. Wir Kirchenobere können uns nicht herausreden mit dem Hinweis auf die geistige Großwetterlage.

Schuldzuweisungen, so nötig sie für die Diagnose sind, ersetzen nicht die Therapie. Eine wirkungsvolle Therapie verlangt mehr als nur den Einsatz der Amtsträger. Als Franz von Assisi in einer Vision einen daniederliegenden Kirchenbau sah, war das für ihn die Aufforderung, nicht auf andere zu warten, sondern selbst Hand anzulegen und den Bau neu aufzurichten. Als in den 1930er-Jahren das Krisenbewusstsein auch die Kirche und ihre Institutionen erreichte, wurde in der deutschen evangelischen Christenheit die Michaelsbruderschaft gegründet (1931). In ihrer Urkunde steht der Satz: „Wir können an der Kirche nur bauen, wenn wir selber Kirche sind.“ Einen anderen Grundsatz für die Wendung der Kirchenkrise gibt es auch heute nicht.